

Drang und Bedrängnis

Katalin Teller (Budapest)

Rezension v.: Daigger, Annette/Henninger, Peter (Hg.): Robert Musils Drang nach Berlin. Internationales Kolloquium zum 125. Geburtstag des Schriftstellers. Bern [et al.]: Lang 2008 (Musiliana, 14), 364 pp. ISBN 978-3-03-911653-9

„[D]arf man von Berlin etwas für Europa hoffen?“¹ Und man könnte im Bezug auf Musils Lebenslauf und Selbstbild bzw. unabhängig vom ursprünglichen Kontext der Modephänomene hinzufügen: für den Schriftsteller/Gelehrten/Privatmenschen? Der Frage, welche Rolle Berlin als Stadt, als literarisch-philosophisches Umfeld und als politisches Zentrum für Musil spielte, widmete sich 2005 eine Konferenz im Berliner Literaturhaus, deren Beiträge in einem drei Jahre später erschienenen (und nun ebenfalls mit einer gewissen Verspätung rezensierten) Tagungsband versammelt wurden.

Selbst wenn sich Musil doch relativ selten in Berlin aufhielt – auch zwischen 1903 und 1910, während des Universitätsstudiums verreiste er mehrfach nach Brünn oder Italien, 1914 war er knapp acht Monate in seiner Wahlheimat, und ab Ende 1931, abgesehen von eher kürzeren, höchstens drei Monate dauernden Aufenthalten zuvor, verbringt er in Berlin nur noch eineinhalb Jahre² –, steht die Stadt zweifellos als Emblem für seine Bemühungen, sich den zeitgenössischen literarischen und philosophischen Entwicklungen anzuschließen, oder, wie es im Vorwort des Bandes von den HerausgeberInnen auf den Punkt gebracht wird, seine literarische Bewusstwerdung voranzutreiben (p. 8f.). Die Vorgabe des dementsprechend aus einem biografischen Befund ausgehenden Bandes, die Berlinischen Wahlverwandtschaften und Wechselwirkungen in Musils Schriften aufzuspüren, ist daher gewiss ein begrüßenswertes Unternehmen, das – wie so oft im Falle solcher Sammelbände – zwar unterschiedlich ausfällt, nichtsdestotrotz mit wertvollen Einsichten aufwartet.

Walter Fantas polemischer Eröffnungsbeitrag kreist zwar um eine schwer definierbare und daher wohl auch nicht präzisierte Fragestellung, nämlich jene nach dem *Österreichischen in den Texten von Robert Musil*, thematisiert jedoch neben wichtigen Schreibanlässen und -umständen wie z.B. dem Kriegsausbruch jene biografischen, imagologischen, topografischen und schreibstrategischen Elemente, die gerade im Kontrast zum Diskurs über Berlin Musils Auffassung von österreichischem Alltag und dem Wiener Kulturbetrieb zu beleuchten vermögen. Polemisch und zugleich etwas irritierend: Die schwerfällige Kanonisierung Musils in Österreich und die ebenfalls gelähmte, da überbürokratisierte finanzielle Unterstützung einschlägiger Projekte geben für Fanta Anlass, gegen die hiesige Kulturpolitik zu rebellieren und implizit ein Hohelied auf die angeblich viel besseren Verhältnisse in Deutschland zu singen, was zwar z.T. berechtigt sein könnte, woraus aber nicht ersichtlich wird, inwiefern dies zu neuen Erkenntnissen in Sachen Musil führen sollte. Denn kleinlich erscheinende kulturpolitische Vereinnahmungen dürften auf jeden Fall angeprangert werden, was allerdings den Nebeneffekt zeitigt, gerade diese Eingemeindungsstrategie zu verstärken, wenn quasi die gleichen Argumente für die Zugehörigkeit eines Schriftstellers zu einer Nationalliteratur zum Zuge kommen.³

Anders gehen die Beiträge des ersten größeren und wohl kompaktesten Blocks die Fragen nach Beeinflussung und Kontrastierung an, indem sie sich mit Musils Berliner Philosophiestudium auseinandersetzen. Silvia Bonacchis Aufsatz (*Robert Musils Berliner Studienjahre*) gibt eine Art kondensierte Fassung ihrer Monografie und Aufsätze wieder, und, wie auch der Titel nahelegt, rekonstruiert er auf eine penible Weise die Wohnorte Musils, die Lehren der Berliner Professoren und ihren Einfluss auf Musils Dissertation bzw. spätere literarische Tätigkeit. Leider scheint gerade im Bezug auf Letzteres die Schlussfolgerung des Beitrags zu kurz zu kommen: Die langatmige Rekapitulation von Carl Stumpfs Thesen und der Änderungen an der Abschlussarbeit, die Musil nach der kritischen Aufnahme in seine Schrift einfügen musste, macht nicht deutlich, inwiefern dies für den Schriftsteller Musil von Belang war – außer dass der Versöhnungsgestus zwischen Rationalität und Irrationalität, zwischen Seele und Geist nachweislich sein schriftstellerisches Projekt *per se* bestimmte. Diese Absicht Musils veranlasst auch Catrin Misselhorn, Musils „philosophischen Naturalismus“, in dem er eine Synthese von Wissenschaft, Philosophie und Literatur anstrebte, im Kontext der Stumpf'schen Lehren und auf Grund des Fragments *Bemerkungen über Apperceptor udgl.* nachzuvollziehen. Die von Stumpf abweichende Unterscheidung Musils zwischen einem intellektuellen und einem emotionalen Apperzeptor erweist sich als Ausschlaggebend für die spätere Konzipierung der Gleichnisse, die ja den Gedanken „einer analogen oder gleichnishaften Wahrnehmung“ (p. 103) beinhaltet. Die „neue emotionale Welt-sicht“ soll eben die Funktion haben, „die Welt als sinnhaft strukturiert erfahrbar zu machen“

(ibid.) und bspw. das Wörtlichnehmen von rhetorischen Figuren als Abnormität herauszustellen. Misselhorn's Ausführungen überzeugen weitgehend – ausgenommen was die Begriffsverwendung anbelangt: Der Terminus „gemäßigte oder starke Naturalismus“ wird m.E. kaum begründet eingeführt und offensichtlich auch nicht wirklich dazu benötigt, Musil's Stellungnahme deutlich zu machen. Den Ausgangspunkt für Steffen Arndal's Auseinandersetzung mit *Robert Musil und dem wissenschaftlichen Raumdiskurs in Berlin um 1900* bilden jene Passagen in *Vereinigungen* und im *Törleß*, die die Raumwahrnehmung thematisieren. Mit der Rekapitulation der beiden wichtigsten Richtungen in der zeitgenössischen Psychologie und Psychophysik (der empirischen und der nativistischen Schule) zeigt der Beitrag, welche Theorieelemente von Musil in seinen Texten eingesetzt und zugleich revidiert wurden: Arndal zufolge seien die Beschreibungen des berühmten „anderen Zustands“, in dem das Außen und das Innen in eins fallen, Hinweise darauf, dass sich Musil den nativistischen Gedanken der „Variabilität der binokularen Raumwahrnehmung“ zu eigen machte (p. 128), während er in seinem Studium den empiristischen Ansätzen treu blieb.

Der dritte Abschnitt – mit dem etwas befremdlichen Titel *Der Erste Weltkrieg als Achse und der Mann ohne Eigenschaften* – wird von Alexander Honold's Aufsatz *Berlin. Der Krieg als literarisches Datum* eröffnet: Mit Vergleichen zwischen den Reaktionen von Musil, Roth und Thomas Mann auf der einen und denen von Döblin, Brecht und Broch auf der anderen Seite skizziert der Autor zwei unterschiedliche Zugangsweisen zum Ersten Weltkrieg und kommt zum Schluss, dass sich hier eindeutig zwei Gruppen ausdifferenzieren, nämlich eine, die dem Eckdatum 1914 die größere Bedeutung beimessen und eine andere, die eben den Kriegsschluss als Ausschlag gebend betrachten. Selbst wenn die Einführung des Bachtin'schen Begriffs des Chronotopos m.E. wenig zur Sache beiträgt, ist es Honold's Verdienst, die zweifache erzähltechnische Strategie Musil's zu präzisieren: Dem Autor zufolge legt der *Mann ohne Eigenschaften* von einer „spezifischen Ausbalancierung zweier gegensätzlicher Tendenzen“ Zeugnis ab: „einer Historisierung des Gegenstandes, die den zeitlichen Abstand und mehr noch die epochale Diskontinuität zwischen der mit dem Krieg beendeten Ära und der Nachkriegszeit betont, und einer aus der Vorkriegszeit an das Ereignis des Kriegsbeginns herangeführten Kontinuitätslinie“ (p. 151f.). Zwar setzt sich auch Günther Martens mit der Erzähltechnik des Großromans von Musil auseinander, die beiden Beiträge haben jedoch denkbar wenig miteinander zu tun: Martens geht es in seiner stilistischen Untersuchung – vor der Kontrastfolie von Juli Zeh's travestierendem Roman *Spieltrieb* (2004) – nämlich darum, die Erzählerposition im Musil's Text näher zu bestimmen und ihre Implikationen hinsichtlich der Auktorialität deutlich zu machen, wobei für ihn der Kriegsausbruch kaum eine Rolle spielt. Mit der Entgegensetzung Ich-Erzählung (hypothetischer Erzähler) vs. heterodiegetische Erzählung (setzender Erzähler) und der Diagnostizierung einer ironischen Wende in den 1920er Jahren lenkt Martens die Aufmerksamkeit darauf, dass hier eine „implizite Auktorialität“ am Werk sei (p. 161), die latent, aber entschieden mit gewissen Interpretationsvorgaben aufwartet, und nur in diesem Sinne die „Entropie der Moderne und das Thema Kontingenz“ anklingen lässt (p. 180).

Einen eigenen Abschnitt bildet Norbert Christian Wolf's Aufsatz u.d.T. *Zwischen Diesseitsglauben und Weltabgewandtheit – Musil's Auseinandersetzung mit den Berliner literarischen Strömungen*, der mit einer klaren Fragestellung arbeitet: Wie lassen sich Musil's völlig widersprüchliche private und öffentliche Äußerungen bezüglich seiner Zeitgenossen und der zeitgenössischen literarischen Strömungen wie z.B. der Neuen Sachlichkeit auslegen und welcher Standpunkt wird von ihm angesichts des „Neuen Spiritualismus“ eingenommen? Wolf's plausible Antwort auf diese Fragen unter Hinzuziehung des von Bourdieu geprägten Begriffs des literarischen Feldes samt seiner Konkurrenzkämpfe geht dahin, dass Musil's Kränkung wegen der fehlenden Erwähnung in Naumann's Literaturgeschichte auf sein eigenartiges Verständnis der Neuen Sachlichkeit als reiner Epochenbezeichnung zurückzuführen sei (cf. p. 205), während in Sachen Spiritualismus sich die widersprüchlichen Reaktionen daraus ergaben, dass Musil stets auf die Versöhnung des Unversöhnbaren bedacht war (cf. p. 228), selbst wenn er z.B. in seinem Essay *Literat und Literatur* beide Seiten kritisierte. Musil's gescheiterter und wiederum auf seine Versöhnungsbestrebungen hinweisender Versuch, sich in der Berliner Theaterszene zu etablieren, bildet auch den Mittelpunkt des den nächsten Abschnitt (*Berliner Theater*) eröffnenden Beitrags von Vito Punzi u.d.T. *Musil's Bühnenwerke und die Berliner Theaterszene*, der noch einmal deutlich macht, wie sehr Musil seine literarische, hier speziell: theatralische „Einbürgerung“ sich selbst erschwerte. Mit seiner scharfen Kritik am expressionistischen Theater und seinen Techniken bzw. mit der Ablehnung der Brecht'schen

Theaterpraxis versperrte er sich selbst den Weg, was allerdings nur seiner Dramen- und z.T. Theaterkritikproduktion Abbruch tat, nicht aber seiner essayistischen und belletristischen Tätigkeit. Ausgerechnet die Berliner Kritiken nimmt der Beitrag von Nicole Streitler („...und alles Bedeutsame kam aus Berlin“ – *Berlin in den Theaterkritiken Musils*) unter die Lupe, in dem nicht nur die tiefe Ambivalenz, die Musils Haltung gegenüber dem Regietheater und Max Reinhardt charakterisierte, sondern auch die allgemeine Tendenz der Besprechungen skizziert wird, in Bezug auf die Theaterkultur die Berliner Produktionen stets höher als die Wiener einzuschätzen.

Das literarische Selbst- und Fremdbild, die Positionierung der eigenen und der fremden Person wie auch Parallelisierungen zwischen sich sonst nicht berührenden Lebensläufen bilden das Thema der Beiträge des vorletzten Abschnitts (*Begegnungen – wirkliche und verfehlte*). Anhand von Rezensionen, Briefen und Notizen geht Florence Godeau in ihrem Beitrag u.d.T. *Dialog zwischen einem ‚richtigen‘ und einem verhinderten Berliner: Alfred Döblin und Robert Musil* einerseits der – bei Norbert Christian Wolf bereits angesprochenen – Frage nach, wie sich die kontradiktorischen Äußerungen Musils in unveröffentlichten und veröffentlichten Texten deuten lassen und wie sich die gegenseitige Beziehung der beiden Literaten entwickelte. Die feine Analyse ergibt, dass sowohl Döblin als auch Musil den Kollegen in gewisser Weise für die eigenen Zwecke instrumentalisierten: Die Reflexionen dienten nämlich nicht nur der „Kennzeichnung des beschriebenen Kollegen“, sondern zugleich auch „der Selbstcharakteristik des Schreibenden“ und somit der eigenen Standortdefinition (p. 281). Eindeutiger mutet das Bild im Fall von Rathenau und Musil an, aber nur am Anfang, wie Patrizia McBride in ihrem Aufsatz („*Ein schreibender Eisenkönig? Robert Musil und Walther Rathenau*“) warnt: Mit Dieter Heimböckel polemisierend versucht sie, die Auffassung, Musil hätte in Arnheims Gestalt die Person Rathenau vereinfacht, zu berichtigen. Außer Zweifel stehe, dass sich Musils Unbehagen gegen das dichotomische Weltbild Rathenaus richtete, wovon er mehrfach in Rezensionen und Notizen Zeugnis ablegte. Die Romanfigur aber, argumentiert McBride, sei die dankbarste Gestalt, in der es Musil gelingt, nicht nur die moderne Gespaltenheit des Subjekts, sondern und v.a. ihre Dementierung und die ungünstigsten Konsequenzen dieser Dementierung exemplarisch vorzuführen: Die Unmöglichkeit, die „Seele mit dem Geld“, d.h. den Intellektuellen mit dem Industriellen in Einklang zu bringen, und die verhängnisvolle Verdrängung dieser Unmöglichkeit konnten durch die Einführung Arnheims auf langen Strecken reflektiert und plausibel gemacht werden (cf. p. 296). Um eine Beziehung geht es auch in Klaus Kastbergers Essay *Musil und Horváth – zwei alte Österreicher im neuen Berlin*, die jedoch einer direkten Berührung entbehrt. Kastbergers Vorhaben, im Kontext des boomenden modernen Berlins (des „gemeinsame[n] Substrat[s]“, p. 302) einige Passagen der beiden, aufeinander nie Bezug nehmenden Schriftsteller als Spiegel dieses Booms auszulegen und diese mit- bzw. gegeneinander zu lesen, scheint mir allerdings etwas zu kurz zu greifen: Die urbane Metaphorik, die sowohl bei Musil als auch bei Horváth prägnant ist und Überlappungen zeigt, könnte indes gerade am Beispiel von Berliner Literaten wie Döblin, Brecht usw. ebenfalls lückenlos nachgezeichnet werden. Wohl auch ohne diesen Vergleich hätte die Eigenart der Musil’schen „Verlangsamung“ und der Horváth’schen Sprachdemaskierung auf den Punkt gebracht werden können. Ebenfalls etwas gezwungen scheint die Rekonstruktion von Musils und Einsteins (hier allerdings direkter) Beziehung zu sein: Gesine Bey versucht nämlich in „*Das Wort des Naturforschers wiegt schwer*“. *Musil und Einstein*, die Lebensläufe bzw. einzelne Formulierungen parallel zu lesen, wobei in der Tat Gemeinsamkeiten und eindeutige Kontraste zu Tage gefördert werden, aber die Frage, inwiefern dies zu einem besseren Verständnis von Musil (und eventuell Einstein) beiträgt, bleibt im Dunklen.

Zum nun mehr leitmotivisch wiederkehrenden Befund, Musil hätte sich in einer Reihe von Themen inkongruent geäußert, gesellt sich auch der den Band mit dem 7., „politischen“ Block abschließende Beitrag von Klaus Amann zu *Bedenken eines Langsamen – Robert Musil und das Jahr 1933*, dessen zur Monografie ausgeweitete Version ein Jahr vor der Publikation des Tagungsbandes veröffentlicht wurde.⁴ Angesichts der heute befremdlichen und innerhalb des Musil’schen Werks inkonsequent erscheinenden Äußerungen Musils zum Kriegsausbruch und zu Bücherverbrennung leuchtet Amanns Argument weitgehend ein, nämlich dass bei der Interpretation solcher Ambivalenzen stets auch die Textsorte vor Augen gehalten werden muss: Die Tagebucheinträge, die nie zur Publikation vorgesehen waren, geben sehr wohl ein konträres Bild in der Hinsicht ab, dass sie allzu oft als unreflektiert empfunden werden, ihre Funktion bestehe indessen vielmehr darin, Aufzeichnungen, Gedankensplitter,

Ideen verkürzt festzuhalten. Begrüßenswert ist dieses Argument schon deshalb auch, weil es ein methodisches Problem anspricht, das sich wie ein roter Faden durch die Musil-Forschung zieht und kaum reflektiert wird.

Insgesamt geben die Beiträge des Bandes ein recht vielfältiges Bild ab – sowohl was die Bandbreite der Gegenstände, der Methoden wie auch das Niveau betrifft. Bei einer so offenen und zugleich Bedrängnis erzeugenden Themenstellung wie „Robert Musils Drang nach Berlin“ verwundert dies natürlich auch nicht. Von der Schwierigkeit, der Aufarbeitung des Schwerpunkts gerecht zu werden, zeugt denn auch die etwas ungelente Gliederung des Bandes; eines muss aber unbedingt festgehalten und den HerausgeberInnen zugute gehalten werden: Auch diese Publikation beweist noch einmal, dass es sich lohnt, die unterschiedlichsten Facetten von Musils Werk zu reflektieren.

Anmerkungen

- 1 Musil, Robert: Erinnerungen an eine Mode [1912]. In: Ders.: Essays und Reden. Ges. Werke Bd. 8. Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek/H.: Rowohlt 1978, pp. 983-984, hier p. 983.
- 2 Cf. Corino, Karl: Robert Musil. Eine Biographie. Reinbek/H.: Rowohlt 2003, pp. 1879-1920.
- 3 Fantas rhetorisch zweifellos wirksame Schlussworte, die aus einem „Geheimpapier an Frau Ministerialrätin Dr. Strastil“ stammen, legen diesen Eindruck nahe: „In dem Maße, in dem Ihre Ämter dazu bereit sind, die Herausgabe seiner [Musils – KT] Werke zu fördern und das Erscheinen neuer Übersetzungen in den Sprachen der Welt zu unterstützen, gehört uns Robert Musil weiterhin.“ (p. 33) Die digitale Veröffentlichung von Musils Gesamtwerk (Klagenfurter Ausgabe 2009), die aus den Mitteln des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) erfolgt ist, mag ein Hinweis darauf sein, dass es um Musil vielleicht doch nicht so ungünstig bestellt ist.
- 4 Cf. Amann, Klaus: Robert Musil – Literatur und Politik. M. e. Neuedition ausgewählter politischer Schriften aus dem Nachlass. Reinbek/H.: Rowohlt 2007.